

## Kinder sin Gäste, die nach dem Weg fragen

Predigt zum 2. Sonntag nach Weihnachten (Fest der Heiligen Familie): Sir 3,2-6.12-14; Kol 3,12-21; Lk 2,41-52

Die Episode vom 12-jährigen Jesus, die wir gerade im Evangelium gehört haben, ist wie ein Blitzstrahl, der gleichsam eine im Dunkeln liegende Landschaft für einen kurzen Augenblick erleuchtet. Denn die ersten drei Lebensjahrzehnte Jesu liegen für uns in einem solchen Dunkel. Wir wissen nichts darüber, wie Jesus als Kind war und vom Jugendlichen zum erwachsenen Mann gereift ist. Nur dieser kurze „Schnappschuss“ zeigt uns etwas. Aber wenn wir gut hinsehen, können wir manches Wichtige erkennen.

Das Besondere dieser Wallfahrt des zwölfjährigen Jesus mit seinen Eltern nach Jerusalem zum Pessach-Fest war möglicherweise das, was im späteren Judentum die Feier der *Bar Mizwa* ist. Name und Ritus entstanden erst im Mittelalter. Mit diesem Tag erlangt ein 13-jähriger Junge (im liberalen Judentum auch ein 12-jähriges Mädchen) die Religionsmündigkeit. Sie werden eingesetzt in alle Rechte und Pflichten eines erwachsenen gläubigen Juden was das Gebet betrifft und die Einhaltung des jüdischen Gesetzes. Bei Jesus war es wohl so etwas wie ein Vorläuferritus, denn zu seiner Zeit war es üblich, dass man Jungen im Alter von 12 oder 13 Jahren zu einem Priester brachte, der ein Segensgebet über ihm sprach, durch das er anschließend, wie gesagt, als religionsmündig galt.

Dass Jesus nach den Festtagen des Pessach nicht mit der Wallfahrtsgruppe, mit der er und seine Eltern unterwegs waren, zurückging, sondern einfach und ohne einen Ton zu sagen im Jerusalemer Tempel blieb, ist schon ein starkes Stück. In der Regel würde man es wohl als einen ersten Ausbruchsversuch eines pubertierenden Jugendlichen deuten, der aus der Enge der Familie ausbrechen will, Freiheit sucht und endlich eigene Wege gehen will.

Es mag auch bei Jesus etwas davon gewesen sein, aber bei ihm liegt der Grund eindeutig tiefer. Natürlich ahnt Jesus schon, in welche Richtung sein Weg und seine Sendung gehen wird. Im Tempel erfährt er wie vielleicht nie zuvor, dass sein eigentliches Zuhause nicht das in Nazareth ist, sondern bei seinem Vater im Himmel. Der Tempel ist ja dessen Wohnstatt – nach jüdischer Vorstellung im Innersten des Tempels, im Allerheiligsten – und deswegen ist der Tempel auch Jesu, des Sohnes des Vaters, eigentliches Zuhause. Außerdem drängt es ihn sicher auch in die Öffentlichkeit. Er hat viel vor, vieles mitzuteilen, er möchte endlich beginnen. All das bewegt ihn, im Tempel zu bleiben, ohne dies den Eltern zu sagen, wohl auch, weil er mit deren Einspruch rechnen musste.

Aber nach diesen drei Tagen wird er dann doch gemerkt haben – vielleicht auch durch die erschütterte Reaktion seiner Eltern – dass es noch nicht an der Zeit ist, öffentlich aufzutreten; dass die Zeit noch nicht reif für ihn ist; dass der Vater es anders will. Und so werden nochmals fast 20 Jahre vergehen, bis Jesus endgültig jenen Schritt in die Öffentlichkeit tut, den er als Zwölfjähriger erstmals zaghaft versucht hat.

Doch in diesem Abschnitt gibt es noch eine kleine Beobachtung, die wir als etwas durchaus Aktuelles lesen können. Maria und Josef zeigen sich uns hier als das Gegenteil dessen, was man heute als *Helikopter-Eltern* bezeichnet. Jerusalem ist eine Großstadt im Vergleich zu dem Dörfchen Nazareth. Außerdem sind es zehntausende von Pilgern, die die Stadt wegen des Wallfahrtsfestes zusätzlich bevölkern. Und dennoch haben Jesu Eltern das Vertrauen, ihm die Freiheit zu lassen, auf eigene Faust in diesem Gewimmel unterwegs zu sein. Man sieht es daran, dass sie schon eine ganze Tagesreise Richtung Heimat unterwegs sind, ehe sie bemerken, dass ihr Sohn gar nicht in der Pilgergruppe ist.

Beim Begriff *Helikopter-Eltern* möchte ich ein wenig verweilen. Gemeint sind damit bekannterweise Eltern, die ihr Kind kaum aus den Augen lassen, es in seinen Aktivitäten und seiner Freundeswahl geradezu überwachen und alles Mögliche – und manchmal Unmögliches – tun, um jede Art von Schaden von ihm fernzuhalten.

Eine andere Ausprägung einer solchen Überbehütung sind die *Schneepflugeltern*. Sie räumen ihren Kindern – einem Schneepflug gleich – alle Hindernisse, jeden Stolperstein, jedes Problem aus dem Weg. Wie man sich behauptet, wie man sich durchboxt, wie man lernt, mit Schwierigkeiten, auch mit Frustration umzugehen, das bleibt diesen Kindern fremd. Und so muss man befürchten, dass solche Kinder geradezu zur Lebensuntüchtigkeit erzogen werden.

Hinzu kommt, dass für manche Eltern ihr Kind auch so etwas wie ein *Projekt* ist. Man projiziert eigene elterliche Hoffnungen, Erwartungen und Wünsche, bisweilen auch das Ungelebte des eigenen Lebens, in das Kind. Nicht selten kommt es vor, dass dies ein Kind geradezu erdrückt; manche zerbrechen auch an diesem Druck und diesen Erwartungen, andere brechen einfach restlos aus.

Was aber wäre die Alternative? Ich habe sie sehr schön ausgedrückt gefunden in einem Buchtitel, einem schon vor Jahren erschienenen Elternratgeber. Dieser Titel lautet: *Kinder sind Gäste, die nach dem Weg fragen*.

In der Tat – Kinder sind niemals Projekt oder gar Eigentum der Eltern, sondern Gäste, „Leihgabe“, die man irgendwann ziehen lassen muss, so wie jeder Gastgeber seine Gäste ziehen lässt. Dass sie bis dahin die Eltern brauchen, um Orientierung und ein Wertegerüst für ihr Leben zu bekommen, im Idealfall auch den Glauben an Gott – und all als Antwort auf ihre unausgesprochene Frage nach dem Weg, versteht sich von selbst. Aber zusätzlich kommt es darauf an, dass Eltern ihren Kindern helfen, nicht irgendeinen projizierten, sondern ihren *eigenen* und ganz *persönlichen Weg* zu finden.

Dazu muss man aber sein Kind kennen. Ich selber finde es immer wieder erschreckend, wie wenig manche Eltern über ihre Kinder wissen. Man nimmt sich zu wenig Zeit, sich – gerade auch bei mehreren Kindern – jedem einzelnen immer wieder ganz persönlich und ausschließlich zu widmen. Natürlich kann es daran liegen, dass Kinder, besonders wenn sie älter sind, vieles den Eltern auch nicht sagen wollen. Kinder und Jugendliche haben ihre Geheimnisse natürlich auch vor den Eltern, was im übrigen ganz in Ordnung ist. Daher ist bohrendes Nachfragen sicher falsch. Diskretion braucht es auch hier. Vor allem aber die Bereitschaft, ihnen zuzuhören, auch einmal einen Rat zu geben, aber immer so, dass besonders ältere Kinder merken, dass sie von den Eltern in ihrer Persönlichkeit und Freiheit ernst genommen werden. Die Erfahrung zeigt: je größer das Vertrauen zur Mutter oder zum Vater oder im Idealfall zu beiden ist, um so offener werden sie sprechen. Dazu braucht es eine sehr frühe Einübung eines solchen Zeitnehmens und Austauschs zwischen Eltern und Kindern.

Bei manchen Beerdigungen darf ich übrigens von solchen gelungenen Eltern-Kind-Beziehungen hören. Wenn ich frage, was denn der Sohn oder die Tochter oder Geschwister ganz besonders an ihrem verstorbenen Vater oder ihrer verstorbenen Mutter geschätzt haben, antworten manche: *dass sie immer Zeit für uns hatten, dass wir mit allem zu ihnen kommen konnten, dass sie für uns da waren, aber auch so, dass wir uns frei gefühlt haben*. Wie schön ist es, wenn Kinder das über ihre Eltern sagen können.

Wir dürfen sicher sein, dass Maria und Josef solche Eltern waren und das Ihre dazu beigetragen haben, dass Jesus durch sie jene Geborgenheit und Zuwendung erfahren hat, die ihm geholfen haben, seiner Aufgabe und seiner Sendung in bester Weise entgegenzureifen.

Allen Eltern und auch Großeltern, die zur Unterstützung der Eltern oft so wichtig und unersetzlich sind, wünsche ich sehr, dass es Ihnen bei Ihren Kindern gelinge.

Pfr. Bodo Windolf